

ROLLSTUHLFAHRER,
ELCHE UND KRÄHEN.
ZUR AKTUELLEN LITERATUR IN NORWEGEN

WALTER BAUMGARTNER

Nachdem ab 1965 – mit der Profilgruppe, benannt nach der Avantgarde-Zeitschrift *Profil* – die Poesie in Richtung sowohl auf die Wirklichkeit als auch auf die sprachlichen Spiel-Möglichkeiten entgrenzt wurde, kam eine Periode maoistischer Literature engagée, die schon bald als „Knäckprosa“ diffamiert wurde, und die von heute aus gesehen nicht mehr so interessant erscheint – auch wenn sie damals wirklich Bewegung in die Szene brachte. Die Generation, die die 80er Jahre zu dominieren versuchte, hat scheinbar selbst das Sterben der Literatur gefördert. Es waren „Nullisten“. Sie zogen sich asketisch auf die Schrift zurück und reduzierten auch diese noch mit dem Ziel des Schweigens: „Der Weg der Poesie in das Schweigen ist kein Weg zur Abwesenheit von etwas, sondern eine Gegenwärtigkeit von Nichts“ (Terje Johansen in *Dagbladet*, 5.1.1994).

Die programmatische Avantgarde-Zeitschrift dieser Generation heißt *Vagant*. Sie war undogmatischer als das Zitat von Terje Johansen vermuten ließe und informierte durchaus über verschiedenste literarische Strömungen und – überraschend oder kennzeichnend? – über das literarische Fortleben der Profil-Autoren wie Jan Erik Vold, Paul-Helge Haugen, Einar Økland... Ja, sie vermochte sich sogar für den amerikanischen Meistererzähler und Bestseller John Irving und dessen „Lesefutter“ (Verlagsreklame!) zu interessieren. Was sie selbst aber als neu und

programmatisch empfand, waren Introduktionsartikel über französische Schrifttheoretiker und Psychoanalytiker, amerikanische Dekonstruktivisten und Reaktualisierungen des französischen Nouveau Roman, Kurt Schwitters, Adornos, Paul Celans und Nietzsches. Und sie druckte – mit viel Weiß darum herum – die verrätselten minimalistischen Gedichte und Prosaexperimente der „Nullisten“. Als Beispiel mag ein poetologisches Gedicht von Øyvind Berg stehen:

kake m / guru
 vindens største poet
 tok navnet Banan
 og kalte seg ellers Apefjes
 han fant sin grunn kontra ei kråke
 på naken grein en kald høstkveld
 og ga faan i haikuformen (5-7-5)

han uttalte
 ikke gi tingen
 gi skyggen av tingen

og kanskje du blir vant til universet
 (Vagant, 3/93)

Nun ist Øyvind Berg, wie viele andere Nullisten, ein großartiger Poet seiner Art – und wie alle anderen 80-tallisten läßt er sich auch nicht auf die Nullisten-Poetik reduzieren. Wenn ich mich hier vorläufig unbarmherzig der Logik der Dekaden-Periodisierung und der ihr gehorchenden Vatermorde füge, wie es mir das Thema der Poznaner-Tagung nahelegt, dann ist festzustellen, daß wir unterdessen in den 90er Jahren angelangt sind.

Im selben Heft von *Vagant*, dem ich Bergs Gedicht entnehme, lese ich: „Es kommt in jedem Menschenleben ein Augenblick, wo man es aufgeben muß, zu den Jungen zu gehören“, schrieb Gerhard Gran 1894. Bei der Lektüre von Bertrand Besigyes explosivem Lyrikband hatte ich das zunehmende Gefühl, daß dieser Augenblick für meinen Teil nahe bevorsteht“. Wer den Vagantredakteur 1993 alt aussehen läßt, ist ein 20-jähriger Debütant. Besigyes Auftreten auf der Szene war von einer Zeitungsdebatte begleitet. Er und sein Freund Alexander G. Rubio hatten in einem Interview den 80-tallisten „künstlerische Anorexie“ und Jagd auf Innovationen mit voraussehbaren Resultaten vorgeworfen.

Besigyes Gedichtband ist da tatsächlich ganz anders. *Vagant* – im Gegensatz zu den Nullisten in der Zeitungsdebatte, die säuerlich auf den neuen Star auf dem Parnaß reagierten – *Vagant* räumt neidlos ein: „Besigyes Gedichte sind ausgesprochen jung und zeichnen sich durch eine stellenweise gnadenlose Vitalität aus [...] Sie haben ein solches Tempo und eine solche Lebenskraft, daß ich als ermatteter Leser mich versucht

fühle, den Titel des Buches zu drehen, um meine eigenen Reaktionen zu beschreiben: Besigye lebt so rasch, daß der Leser beinahe stirbt”.

Mit dem Titel von Besigyes Buch hat es eine eigene Bewandnis. Er lautet nullistisch: *Und du stirbst so langsam, daß du glaubst, du lebst*. In Kurzzeilen arrangiert, könnte das fast eines der Gedichte sein, wie sie *Vagant* gerne abdruckte. Über Besigyes welt- und lebensstrotzenden, langen expansiven und explosiven Gedichten paßt der Titel eigentlich gar nicht.

Eine klare Tendenz oder Dominanz einer bestimmten Schreibweise oder inhaltlicher Präokkupation ist allerdings genau besehen in keiner der jüngsten Dekaden auszumachen. In schönster Gleichzeitigkeit oder Ungleichzeitigkeit erscheinen die vielen historischen Romane, die episch-breiten Nordlandromane Herbjørg Wassmos, Knut Faldbakkens gekonnt elegante psychologische Romane, Jan Kjærstads mystifizierte Erzählmontagen, die Sprachmaschinen Jon Fosses, Künstlerbiographien, literarisch wertvolle Krimis, Lars Saabye Christensens packende witzig-traurige „Generationsromane“ über die 1950 Geborenen, Fløgstads, Holmås' und Torgrim Eggens Romane über die „Jappetid“ und viel Lyrik jeder Art – von sprach- bis gottbesessen!

Eine vielleicht neue, sicher aber interessante Romangattung ist der sog. „europäische Roman“, in dem es nicht um spezifisch Norwegisches geht. Es sind meist umfangreiche, gründlich recherchierte Werke in modernistischer Montagetechnik mit Schauplätzen über ganz Europa, oft auch in den USA und Lateinamerika etc. Fosnes Hansens Dokumentar-Fiktion über den Untergang der Titanic, *Salme ved reisens slutt* und Thorvald Steens Renaissance-Roman *Don Carlos* und Stig Sæterbakkens *Det nye testament*, das von der Jagd eines Norwegers auf Hitlers Tagebücher handelt, gehören dazu.

Ich will aber kein Telefonverzeichnis norwegischer Autoren, oder die Buchverzeichnisse der letzten Jahre auflegen. Ich beschränke mich auf drei wichtige Autoren, die 1993 für literarische Ereignisse standen, und die man auch gut in einen gewissen historischen Entwicklungszusammenhang bringen kann. Es sind Dag Solstad (mit einem Seitenblick auf Kjartan Fløgstad), Jan Erik Vold und Bertrand Besigye.

Dag Solstad, Jahrgang 1941, ist einer der wichtigsten Romanautoren des Nordens. Er gehörte zur Profilgruppe und war dann maßgeblich daran schuld, daß es das „Neue Profil“ gab, das Forum der maoistischen Arbeiterliteratur in Norwegen. Als Literaturkritiker verurteilte Solstad in diesem Blatt scharf alle bürgerlich-experimentierende Literatur. Und er schrieb enthusiastische Arbeiterromane. Wenn er auch einer politischen Illusion erlag, so bedeutete die neue politische Funktionsbestimmung und Legitimation des Schreibens für ihn persönlich eine gewaltige

Inspiration. Der Held in seinem ersten Roman unter der neuen Fahne bricht beim happy end mit seiner Isolation und Ziellosigkeit als modernistischer Schriftsteller, als er von Tür zu Tür die AKP-Zeitung *Klassekampen* verkaufen geht.

Nun war Solstad ein viel zu phantasievoller Kopf, differenzierter Denker und schlauer Rhetoriker, um je „Knäckprosa“ zu schreiben. Und seine Profil-modernistische Schulung konnte er nie verleugnen – außer, wenn er seine alten Freunde in Rezensionen abkanzelte. In einem Roman beschreibt er selbstironisch den sozialistischen Glauben, indem er an eines der Wunder Jesu auf dem See Genezareth anspielt: Der Held fährt mit dem Fahrrad übers Wasser zu der Insel, auf der das AKP-Schulungslager stattfindet. Das ist mehr Magischer als Sozialistischer Realismus! Und es ist kritische Selbstironie.

Die enthusiastische Aufbruchsstimmung und die spätere galgenhumoristische Abwicklung des maoistischen Programms in seinen umfangreichen Romanen scheint nun aber in seinem neuesten Buch in Resignation umgeschlagen zu sein. Schon immer war Solstad ein witzig-scharfsinniger, kenntnis- und beobachtungsreicher Diagnostiker des sozialdemokratisch verwalteten spätkapitalistischen Wohlfahrtsstaates Norwegen. Der 50-jährige Held seines neuen Romans – der Titel lautet *Elleve roman, bok atten* – ist nun aber ein Aussteiger ohne Utopie. Das Buch ist für den ansonsten unbrembaren Fabulierer Solstad ungewohnt schmal: 140 Seiten.

Der Romanheld Bjørn Hansen ist ein aussichtsreicher Beamtenkarrierist in Oslo. Dieses Leben ist ihm zu ereignislos, zu wenig selbstbestimmt. Er trifft eine Frau und sieht die Chance, seinen abenteuerlichen Plan von „gestohlenem Glück“ zu realisieren. (Ein anderes Glück erscheint nicht am Horizont des Wohlfahrtsstaates!) Er verläßt Frau und Sohn und landet – oh Solstad-Ironie – als Abteilungsleiter im Finanzamt von Kongsberg. Im provinziellen Kulturbetrieb engagiert er sich im Schatten seiner Geliebten im Amateurtheater-Verein. Sie spielt die Hauptrollen, er ist technischer Assistent. Gespielt wird jedes Jahr ein Musical. Als Bjørn Hansen eine zweite Ambition entwickelt und die Amateure überredet, einen Ibsen zu geben, versagt seine Freundin, die lokale Königin der leichten Muse, und Hansen zieht sich aus der Beziehung zu ihr und aus dem Provinztheaterleben zurück.

Sein Sohn ist unterdessen erwachsen geworden und kommt nach Kongsberg zum Studieren, weil er dort gratis beim Papa wohnen kann. Und weil ein Freund ihm vorgegaukelt hat, daß die Optimetrische Fachrichtung am dortigen Technikum genau das Richtige für ihn sei. Ironie: künstliche Verbesserung der Sicht – aber Sicht worauf, dafür interessiert sich der langweilige, ideen- und völlig kontaktlose, stets

modisch-jugendlich angepaßte Vertreter der jungen Generation nicht. Sein Freund, der ein florierendes Optikergeschäft erben wird, studiert dann natürlich doch in London, anstatt in Kongsberg. Die sarkastisch treffende Biographie dieses Sohnes tut weh, sicher auch dem Vater, der mit diesem alten jungen Mann ebensowenig zu reden weiß, wie der mit ihm. Bjørn Hansen hat aber eine dritte Ambition in seinem Leben. Solstad baut eine Krimi-Spannung auf, und lange weiß man nicht, worauf es hinauslaufen wird. Auf einen Versicherungsbetrug? Aber Hansen verdient ja schon viel zu viel für seinen asketischen Lebenswandel. Ein sorgfältiger, total verrückter Plan wird ausgeführt. Anlässlich des Besuches einer Beamtendelegation in Vilnius simuliert Hansen einen schweren Verkehrsunfall, wird von einem bestochenen Arzt in Gips gelegt und kehrt nach 6 Wochen als angeblich Querschnittsgelähmter im Rollstuhl nach Kongsberg zurück.

Der Plan gelingt. Aber auch er ist keine freie, befreiende existentielle Wahl im Sinne etwa Sartres oder Becketts, der Idole des vor-sozialistischen Solstad. Hansen geht es nämlich auf – aber ohne daß er deshalb jetzt aus dem Rollstuhl aufstehen könnte – da ist ja auch noch die ausbezahlte Versicherungssumme, und die Sinnlosigkeit des Lebens auch ohne Rollstuhl! – Hansen geht es auf, daß er das Opfer seines narkotisierten Arztes war, „ein Werk signiert Dr. Schitz“, der den ganzen Plan ausgeheckt und den Kontakt mit Vilnius hergestellt hat. Was ihm bleibt, ist:

en djup tilfredsstillelse ved at denne handling nå faktisk var begått og var et fullbyrdet faktum, og denne djupe tilfredsstillelse var i nøye samsvar med den fascinasjon han hadde kjent ved tanken på at det var mulig å gjennomføre denne handling, som et ekko, en inderlig bekreftelse, som en sammenheng, som en elv som endelig hadde funnet sitt løp, og nå strømmet rolig, og skjult, gjennom hans indre. (S. 139)

Man beachte Solstads typischen umständlichen und präzisen rhapsodischen Stil. Das Schlüsselwort ist hier das „som“. Ein *normalistischer* Als-ob-Lebenssinn ist durch einen *absurden* Als-ob-Lebenssinn ersetzt. Authentizität gibt es nicht – wohl aber Phantasie, wie kalt, inhaltslos, böse und resigniert auch immer. Fast könnte man sagen: ein existentieller Nullismus des Plots bei voller sprachlicher Selbstentfaltung des Autors. Und vielleicht deutet ja Hansens unbezähmbarer Wunsch, doch noch entlarvt zu werden, am Schluß des Buches an, daß sein Leben – und Solstads Schreiben – gleichwohl in Zukunft noch Überraschungen zu bieten hat? Hansen möchte ja doch „gesehen werden“. Solstad wäre nicht Solstad, wenn er diese Schlüsselstelle nicht in einer trivial-absurden Situation versteckt hätte:

Inne i stua satt ekteparet Busk og ventet. Her ute sto Bjørn Hansen, rett opp og ned og pissset. Dette skulle de ha visst!

□ Bjørn Hansen hadde bedt om å være alene og Herman Busk forsto hvorfor. Han vill

ikke bli sett i ydmykende posityrer, som f.eks. å kravle langs golvet bort mot toalettet og heise seg opp på setet der, samt den samme ydmykende (ved å bli sett) ferd tilbake igjen. [...] Han var fullstendig trygg på ikke å bli avslørt der han sto, rett opp og ned, som den naturligste ting i verden.

Men likevel, han maktet ikke å gi slipp på den intense trangen til å bli sett. (S. 142)

Übrigens: Solstads undogmatischerer revolutionärer Gegenspieler, der Sozialmodernist und Magische Realist Kjartan Fløgstad, zeigt sich mit seinem neuen Roman *Fimbul* (1994) am nachhaltigsten desillusioniert. Der Schurke der Thriller-Handlung verwandelt sich am Raketenwerfer in ein wildes Tier mit Bärenklauen. Doch dem Guten wachsen im entscheidenden Moment keine Engelsflügel, obwohl er lange zwischen den Schulterblättern ein Kribbeln gespürt hatte. Die Katastrophe kann nur durch bloßen Zufall gerade noch aufgehalten werden, aber der Drahtzieher des Komplotts mit dem sprechenden Namen Frynseth überlebt. Anders als bei Solstad scheint hier keine noch so verkappte optimistische Perspektive auf. Fataler als dieses Handlungsgefälle ist es, daß Fløgstads großartig wuchernde sprachspielerische Phantasie, wenn sie nicht mehr, wie etwa in *Fyr og flamme*, als utopische Potenz einem revolutionären Subjekt zugeordnet ist, zu einer bloßen Marotte des Autors auszuarten droht. Der Leser wird „latt i journalistikken“ mit Kalauern vom Typ „Frihet, barskap, likviditet“.

Und nun etwas ganz anderes: Die neueste Lyrik des Mitstreiters Solstads aus den 60er Jahren, Jan Erik Vold, Jahrgang 1939. Vold hat alle Spielarten des Modernismus ausprobiert, nachgeholt und vorweggenommen und darf als einer der bedeutendsten Lyriker Skandinaviens gelten. Seine Bücher haben hohe und mehrfache Auflagen. Und nicht zuletzt wegen seiner Live- und Fernsehauftritte zusammen mit Jazzmusikern wie Jan Garbarek und Schallplatten, u. a. mit Chet Baker, ist er bekannt und populär.

Vold hat die Maoisierung der 70-er Jahre nicht mitgemacht. Paradoxerweise ist er aber heute einer der wenigen, ja als Lyriker der einzige politisch engagierte Dichter in Norwegen, während andere antielitäre Schriftsteller von damals heute Festivalprologe und Oratorien verfassen und Revolutionäre von damals Kirchenlieder dichten!

Es ist gesagt worden, daß sich in Skandinavien ein „Neopopulismus“ (Ola Larsmo) abzeichnet, oder ein „Modernismus mit menschlichem Gesicht“ (Erik Skyum-Nielsen). Jan Erik Vold hat sicherlich dazu beigetragen. Er beherrscht die modernistische Weltsprache der Poesie, aber er ist nie hermetischer Lyriker. Er verachtet sein Publikum nicht und dieses liebt ihn dafür. Er ist „nyenkel“, ohne einfach zu sein. Sein Engagement liegt in der hartnäckigen Insistenz auf Poesie trotz allem. Bis jetzt ist es noch keinem Jungen gelungen, ihn alt aussehen zu lassen.

1987 begann er ausdrücklich Gedichte zu schreiben, „die der Welt gleichen“. Es waren Hinweise auf empörende und abscheuerweckende Mißstände, wie sie dem Zeitungsleser und Fernseher täglich rapportiert werden. Poesie soll also schön sein, aber ohne zur Weltflucht aufzufordern.

1989 erschien „Elg“, ein affirmatives, vielleicht fast nostalgisch patriotisches Buch, wenn es nicht ständig in Erinnerung rufen würde, daß die besungenen Werte bedroht sind, daß es gilt, für ihre Erhaltung zu kämpfen. Und es ist bei aller direkter Weltreferenz ein sprach-, bild- und fiktionsbewußtes Buch. Zum Beispiel im Titelgedicht über den Elch, das gutmütig starke, nicht gerade elegante Totentier der Skandinavien:

Du kan kalle meg en
elg. Jeg
er ingen elg men jeg har
en elgs

tålmodighet
utholdenhet
styrke – en elgs
godmodighet. Jeg sparker hardt

men sjelden.
Bare
når
nødvendig.

*

Du ser meg
på
trafikkskilt
i skogbrynet, på olje
malerier
under stormende sky, i
kontur
mot en kanadisk
solnedgang. Selv er jeg
et
annet
sted.
[---]
Det fins
en innertier. Den er ikke alltid
der du
tror.

Das Fünfstück mit dem Elch drauf ist in Norwegen schon lange abgeschafft, aber auch die Tierwelt ist global bedroht. 1969 hatte Vold die vergnüglich-vertrackte Nonsens-Lyrik *Kykelipi* herausgegeben. Der

Klappentext bestand aus lauter „ikke ikke ikke ikke“, aus denen ein großes „JA“ ausgespart geblieben war.

1993 schien es Vold nötig, ohne implizite Dialektik Klartext zu sprechen: wie der Elch, hart auszuschlagen. Das Buch heißt *IKKE* – mit dicken Lettern auf grauem Grund. Der Untertitel *Skillingstrykk fra nititallet* signalisiert Gebrauchslyrik zum Verkauf auf dem Markt: Fliegende Blätter, Groschendrucke, Moritaten mit abschreckend-belehrender Moral. Die Balladen „Pytt pytt blues“ und „Hauglis hester“ sind gereimt und finden sich mit Musik auf Volds CD von 1992.

Die Motive stammen aus der korrupten Praxis der Kommunalverwaltung Oslos, aus dem Kriegsgeschehen im ehemaligen Jugoslawien, aus Polizei- und Bankskandalen in Norwegen. Die Verantwortlichen werden beim Namen genannt, u. a. Gro Harlem Brundtland. Maßstab der Kritik ist keine politische Utopie, kein Parteirezept, sondern gesunde Vernunft und moralischer Anstand, wie sie vom kleinen Mann verlangt, von den Machthabern und Akteuren des Marktradikalismus aber täglich Hohn gestraft werden. Daraus bezieht Vold in treffsicheren Vergleichen die poetische Schlagkraft seiner Gedichte und deren Appell: eben gerade an die einfachen Menschen, die alle eigentlich so denken wie er, aber sich, außer in Leserbrief-Spalten, nicht getrauen, ihrer Meinung Geltung zu verschaffen; die die Hoffnung aufgegeben haben, daß sie recht bekommen. Es ist die politische Strategie der Bürgerrechts- und „grassroot“-Bewegungen.

Vold hat in der jüngsten Debatte um die Zentral- oder Ich-Lyrik gesagt, es sei genug über das Ich geschrieben worden. Als eines von 6 Motti, die *IKKE* vorangestellt sind, schreibt er, Idiotie komme von idios: privat. Politik von polis: Gesellschaft. Und weiter: Entweder marschieren wir. Oder die Wüste.

Diese Lyrik hat viel Ähnlichkeit mit der engagierten Maoistenlyrik der 70er Jahre. Aber sie zielt nicht auf eine Revolution über die Köpfe der Menschen hinweg. Sie hat auch vieles von Göran Sonnevis Lyrik. Aber sie ist weniger esoterisch und symbolisch: Sie ist publikumsfreundlicher, eben populistisch im skandinavischen Sinne des Wortes: gerade nicht demagogisch und elitär sondern *mit* den Menschen denkend, *ihre* Gedanken auf schlagkräftige, witzig-indignierte, manchmal zornige Formeln bringend. Die meisten dieser Gedichte haben zuerst einzeln und zum konkreten Anlaß in *Dagbladet* gestanden. Zum Beispiel:

DIKT I JANUAR 1992

De sier stormen
på Nordvestlandet kostet
en milliard.
Bankkrasjet i fjor, vet vi
kom på tjue.

Altså: Værgudene må trå til
 med en orkan
 hver tredje uke
 gjennom et helt år, for å kunne måle seg
 med bankfolkets herjinger.

Besøker Kongen
 de bankrammede?

Vold und Solstad, diese beiden gut gebliebenen älteren Jahrgänge kämpfen gegen ihre Resignation und Frustration an. Sie trauern manchmal fast nostalgisch einer aus heutiger Sicht heileren Welt nach: Solstad der Zeit, als der politische Standpunkt einfach und die Utopie konkret war; Vold den „guttedager“ im Oslo der 50-er Jahre, als es das Bislettstadion noch gab und die Schulen einen Gemüsegarten zum Üben hatten. Beide, Solstad und Vold, sind verkappte oder offene Moralisten.

Nun aber, zum Schluß, noch einmal zur *jungen* Literatur. Ein Mann wie Bertrand Besigye hat viel mit Jan Erik Volds Offenheit, mit Dag Solstads Fabulierlust und Kjartan Fløgstads sprachlicher Phantasie gemein. Aber er ist moralisch unbeschwert. Die moderne Welt mit all ihren Glück-Angeboten und Schreckensnachrichten ist im Guten wie im Bösen einfach die Realität. Er schreibt nicht gegen Beschädigung an. Er verläßt sich auf persönliche Erfahrung, und er will leben – *intensiv* erleben. Alle Erlebnisse, die schmerzhaften wie die glücklichen, vermittelt er mit derselben Vulkantemperatur. Seine Berausung und Verliebtheit ist sprachlicher *und* existentieller Art. Er will nicht, wie der bald 150-jährige Modernismus, Normen und Traditionen brechen – sein Verhältnis dazu ist genau so allesverschlingend wie zur modernen, urbanen Welt. Er kann barocken Wortprunk entfalten oder Hamlets grübelnde Frage lachend hinwegfegen. Er ist ein Karnevalist im Sinne Bachtins.

Als Farbiger in Oslo aufgewachsen, hat er den Rassismus am eigenen Leib erfahren: „Rassist, ich akzeptiere dich“, sagt er in einem Gedicht – vorausgesetzt, daß dessen Haß radikal, vital, ja selbstvergessen ist. Das Gedicht treibt die Absurdität des Rassismus auf die Spitze und stellt ihn bloß:

[---] om bare *synet* av brunt, gult
 og rødt gjør deg så syk at du må innlegges øyeblikkelig
 på sykehus, om du er villig til å *stikke ut dine egne øyne*
 bare for å slippe å se flere svartinger
 om du vil ofre din mor din far din søster din bror
 bare for å kunne dyrke hatet på heltid uten hindringer
 [---]

Dieses Gedicht ist nicht bitter gemeint. Es ist nur absurd, übermütig fabulierend. Seine Botschaft kehrt fast in jedem Gedicht wieder und

kann auch lauten: „nie eine halbe Sache,“ „Nie mit der flachen Kurve gleichgültigen Durstes“. Besigyes Erlebnishunger und Phantasie kann ihn in alles und jedes verwandeln, am liebsten in den Wind, der überall hinkommt und alles sieht:

{---}

ned i bakgata hvor to dovenslasker utveksler
 fluesoppsyke spydigheter mens de roter i søpla
 etter tomflasker sus forbi gaupegaulende
 natteranglere forbi gatehjørner
 hvor jordbærsøte horer venter på
 en snegetreig horebuk som ikke kan bestemme seg
 mens horene kjenner hatet sprengt morsmelkhardt
 i brystene {---}

Aber auch:

{---} forbi de smilende trekkspilltantene som andpustne la
 fra seg instrumentene etter en heidundrandeheit spilleøkt som fikk
 byens farger, i noen minutter, til å brenne femten hakk heftigere!

Gern identifiziert Besigye sich mit den Krähen. Sie sind schwarz, wie er selbst, singen nicht unbedingt schön, aber laut und begeistert. Und sie fliegen genauso gut wie andere Vögel – darauf kommt es Besigye an! Und wie sieht die Welt aus, wie fühlt es sich an, wenn er der Einladung einer grünschimmernden Schmeißfliege in ihr Inneres folgt?

{---} med ett er jeg der: kjenner blodet pumpes
 Ut til vinger, bein og hode, kjenner luften bli levende væske
 Gjennom kroppen, heten som siver gjennom det sterke, læraktige
 Hudskjelettet, brystmusklenes dirrende buktninger som holder
 Vingenes vibrering i gang
 Ser et gult soppehode oppdelt i en sverm av
 Tusen på tusen delbilder sammentrengt til et bilde hvor soppe-
 Hodet blir en utbulende bergvegg som brøler sin tunge duft
 Gjennom kroppen så bastant at blodet brøler!
 {---}

Diese Zeilen werden in *Vagant* zitiert. Der Rezensent schreibt: „Ein Poet, der eine Fliege von innen zu schildern vermag, kann so ungefähr alles fertigbringen, was man sich denken kann. Ich wünsche Besigye viel Glück auf seiner weiteren feuererfüllten Luftreise“.

Kreatives Schreiben – Poesie, in welcher Gattung auch immer, – läßt sich zum Leidwesen der Literaturhistoriker nicht in handliche Kästchen einsperren. Man kann aber natürlich eine große Kiste nehmen und das Ganze Postmodernismus nennen.